



**Tilman Allert
Der deutsche Gruß
Eichborn Verlag
Frankfurt am Main 2005
ISBN 3-8218-5761-7**

Textauszug
S. 5-22

Inhalt

Vorbemerkung: Eine Tagebuchnotiz 7

1. Dem Beginnen eine Form geben 9
2. Der Gruß als erste Gabe 23
3. Wie grüßen Deutsche? 37
4. Der Hitlergruß: ein verkleideter Schwur 45
5. Die Herkunft des Hitlergrußes und die Entstehung der Sphäre des Mißtrauens 80
6. Die Entwertung des Gegenwärtigen und die innere Annahme des Grußes 100
7. Der lange Schatten einer unheilvollen Geste 129

Anhang

- Danksagung 147
Literaturliste 149
Namensregister 154
Nachweis der Abbildungen 156

Vorbemerkung: Eine Tagebuchnotiz

Samuel Beckett nimmt auf seiner Reise durch Deutschland am 3. März 1937 an der Dominikanerkirche von Regensburg ein über dem Eingang angebrachtes Schild wahr und notiert in sein Tagebuch: »Gehe weg, an der Dominikanerkirche vorbei, die ich mir nicht anschau, bemerke jedoch, dass auf dem Schild über der Nordtüre ›Grüß Gott‹ durchgestrichen& mit ›Heil Hitler‹ ersetzt wurde!!!« Die Beobachtung ergänzt die Sammlung von Notizen, dem »Treibgut«, den »Namen und Daten«, sie wird einer der vielen »Strohhalme«, die Beckett

ermöglichen, das Inkohärente und Chaotische der Erfahrungen in der Hoffnung auf ein Verstehen festzuhalten. Gegen jede Form zusammenfügender Deutung argwöhnisch eingestellt – bei Nachweisen irgendeiner historischen Notwendigkeit » kommt einem die Kotze hoch « –, versieht Beckett das montageartige Protokoll seiner Beobachtungen mit einer Gewichtung, die beinahe unmerklich im Gebrauch der Zeichensetzung zum Ausdruck kommt. Daß die Grußformel ausgetauscht wird, fällt seinem Blick auf, das Entdeckte fügt sich dem Eindruck aus seinen Begegnungen mit Deutschen in Hamburg, Berlin und anderswo und dem schon vielfach registrierten ubipräsenten Gebrauch des Hitlergrußes »HH ohne Unterlaß« bzw. »Selbst die Klowärter grüßen mit Heil Hitler«. Aber diese Notiz endet mit drei Ausrufungszeichen, Chiffren, die das Beobachtete, wie gelegentlich bei anderen Eintragungen auch, der lapidaren Reportage entziehen. Mehrfache Ausrufungszeichen indizieren in dem Fremden, das dem Reisenden ins Auge springt, eine irritierende Besonderheit. Es wird mit einem Aufruf zur Reflexion versehen. Im April 1937, einen Monat später, verläßt Beckett Deutschland, um in Frankreich eine ständige Bleibe zu finden. Das Staunen über die wahrgenommene, aber unbegriffene sprachliche Subversion versickert in den schemenhaften Erinnerungsspuren eines jungen Mannes auf der ästhetisch-literarischen Selbstsuche, der nur wenige Jahre später seinen Weltruhm darauf gründen wird, daß er das Aufheben eines sittlichen menschlichen Umgangs in der Auflösung dialogischer Möglichkeiten des Sprechens zu seinem zentralen literarischen Thema macht. Den Ausrufungszeichen Becketts, die das intuitiv empfundene Ungeheuerliche eines Bedeutungsbruchs in das Tagebuch schreien, wollen wir nachspüren. Vom deutschen Grüßen und dessen folgenreicher Perversion soll die Rede sein.

1. Dem Beginnen eine Form geben

Wie eine Gesellschaft die Kultur der Verständigung handhabt, erfahren wir nicht durch hochtrabende Inszenierungen des Wohlmeinens. Es sind nicht die Lichterketten der guten Absicht, sondern die kleinen Gesten, etwa der Gruß und die Anrede, das »Wie geht's – wie steht's?«*◀*, die darüber Auskunft geben, wie die Menschen sich einander mitteilen, wie sie sich voneinander abgrenzen, was sie von sich preisgeben und wie sie das Geheimnis ihrer Person wahren. Wer grüßt, richtet seine Aufmerksamkeit auf einen Anderen und macht sich für diesen in besonderer Weise zugänglich. Insofern ist der Gruß das erste symbolische Geschenk an den Anderen. Er ist die abstrakteste Form der Gabe, zieht aber auch eine feste Abfolge von Verpflichtungen nach sich, und zwar für den Gegrüßten wie für den Grüßenden. Eine Trias von Geben, Annehmen und Erwidern ist untrennbar mit dem Grüßen verbunden. Als das kürzeste Stück Gesellschaft, das Menschen in der unendlich reichhaltigen Choreographie ihrer Begegnungen miteinander aufführen können, schließt der Gruß die Tür zum Anderen auf, verteilt die Rollen, stellt Gegenwärtigkeit her und öffnet den Raum für Geschichte und Innovation. In jedem Gruß – selbst im verweigerten – spiegeln sich die Selbstbilder der Beteiligten und die Art und Weise, wie sie ihre Beziehung untereinander wahrnehmen. Die Erzeugungsregeln und Erscheinungsformen des Grußes allerdings unterliegen dem historischen Wandel. Auch regional sind sie verschieden. Nicht nur Grußformeln aus dem Mittelalter wurden im Deutschland des 21. Jahrhunderts Kopfschütteln auslösen – schon ein bayerisches »Grüß Gott«*◀* oder »Servus«*◀* fällt in Hamburg als kurios auf, während das »Moin-Moin«*◀*, der Universalgruß der norddeutschen Küstenregion, oder das den Lauf der Dinge lakonisch

abwartende »Ei« – »Ei gude wie« der Hessen außerhalb der Gegenden Staunen auslösen wird. Das Grüßen ist stets konkret normiert und zeigt hierin den Grad der Zivilität, Stilisiertheit oder – in den Termini einer aktuellen philosophischen Debatte formuliert – Würde an, in dem eine Solidargemeinschaft den sozialen Austausch für geboten und erwartbar hält. Insofern er eine Verpflichtungsabfolge in Gang bringt, der sich niemand entziehen kann, verkörpert er eine universale soziale Tatsache – in den Worten Ortega y Gasset: »Er ist selbst keine wirkliche Handlung, kein Brauch mit eigenem zweckdienlichen Inhalt, sondern ist der Brauch, der alle übrigen Bräuche versinnbildlicht, der Brauch der Bräuche.«¹ Dem Gruß kommt das Privileg zu, dem Beginn eine Form zu geben. Seine herausragende Stellung liegt darin, daß er – gemeinsam mit dem Abschied – die menschliche Begegnung moderiert, ihr einen Rahmen setzt, der die ersten Spielregeln definiert, innerhalb deren die Kommunikation stattfindet, und der den Platz im gesellschaftlichen Gefüge anzeigt, in dem sie steht. Jeder kennt den Unterschied zwischen einem zwanglosen Gruß im Freundeskreis und einem formalen Gruß bei einem öffentlichen Zeremoniell. Während es üblich ist, den Gruß als ein belangloses Ritual zu verstehen, dessen sich Menschen unbewußt bedienen, um sich auf das »Danach«, auf die gesetzten Ziele, den Verlauf des durch den Gruß eröffneten Austauschs zu konzentrieren, gilt unsere Aufmerksamkeit der Sinnstruktur des Grußes selbst, seinen Voraussetzungen und Folgen. Seine Natur als reine »Wechselwirkung« (Georg Simmel) und als Türöffner der Kommunikation, sein Janusgesicht als Eröffnungs- und Verhüllungsformel, seine gleichzeitige Rolle als Bindeglied und Trennwand zwischen zwei Menschen sowie die Vielgestalt seiner Erscheinungsformen machen ihn für evolutionstheoretische und zivilisationsethische Fragen besonders bedeutsam. Der Gruß gehört in

die Naturgeschichte der Begegnungen und erlaubt einen aufregenden Blick auf die Art und Weise, wie sich Exemplare ein und derselben Gattung im Nahbereich begegnen. Schnell geht einem das Urteil von der Zunge, der Gruß sei zu leichtgewichtig, um die Tragfähigkeit gesellschaftlicher Institutionen beeinflussen zu können – aber läßt sich eine Gesellschaft denken, die auf das Grüßen verzichtet und ohne die Handhabung des Grüßens als einer Geste der Öffnung zum Anderen hin auskommt? Jedes Nachdenken über das Benehmen, über die Manieren und über die Kultivierung des Austauschs beginnt mit der Frage nach der Handhabung des Grüßens – in den Schulen, am Arbeitsplatz, bei öffentlichen Auftritten von Funktionsträgern, aber auch im privaten Raum von Partnerschaft und Familie. Nicht zuletzt deshalb rückt er auch im Hinblick auf die Frage nach der normativen Integration komplexer Gesellschaften ins Blickfeld. » Was hält die Gesellschaft zusammen?« lautet die moderne Version der alten soziologischen Frage danach, wie soziale Ordnung möglich ist. Die Bandbreite empirischer Erscheinungsformen des Grüßens ist so vielfältig, wie die Formen menschlicher Vergemeinschaftungen selbst es sind. Jede pflegt ihre eigenen Eröffnungs- und Beschließungsregeln, wobei häufig die Reihenfolge der Grußsequenz vorgeschrieben ist – der Statusniedrigere grüßt den Statushöheren, der Jüngere den Älteren, Männer die Frauen, Eintretende die Anwesenden. Im folgenden soll vom » deutschen Grüßen« die Rede sein, besonders vom historisch einmaligen Fall des »Hitler Grußes« , der für die Dauer eines Zeitraums von zwölf Jahren als allgemeine Rahmung der Kommunikation politisch verordnet war. Der Gruß mit der elliptischen Formel »Heil Hitler« und dem synchron dazu in Augenhöhe ausgestreckten rechten Arm bei geöffneter Handfläche überzieht nach der Machtergreifung der NSDAP die Kultur des

Austauschs. »Nach Niederkämpfung des Parteienstaates ist der Hitler Gruß zum Deutschen Gruß geworden« , so heißt es 1933 in einem Rundschreiben des Reichsministers des Innern an die obersten Reichsbehörden. Damit ist das bisherige Grüßen als eine Technik der Herstellung von Selbstverständlichkeit getilgt, vertraute Kommunikationsräume erhalten eine verordnete Rahmung. Die Richtlinien für die Kameradschaftserziehung des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbundes formulieren den Bruch mit der bisherigen Grußpraxis folgendermaßen: »Der deutsche Gruß muß Dir selbstverständlich werden. Lege ab das ›Grüß Gott‹, ›Auf Wiedersehen‹, ›Guten Tag‹, ›Servus‹« Und weiter heißt es: »Wer nicht in den Verdacht kommen will, sich bewußt ablehnend zu verhalten, wird daher den Hitler Gruß erweisen.« Dieser Wandel erfaßt nicht nur die Routinen, in denen man gewohnt war, sich – mündlich oder schriftlich – in behördlichen, geschäftlichen und bürgerschaftlichen Kontakten im öffentlichen Raum zu begrüßen oder zu verabschieden, sondern gleichermaßen die Symbole und Gebäude der neuen Staatlichkeit: Während des Absingens der Nationalhymne, des Horst-Wessel-Liedes, vor den Fahnen der NSDAP und ihrer Untergruppierungen, vor den staatlichen Organen der Wehrmacht, der Polizei sowie vor den Weihestätten der nationalsozialistischen Bewegung war – »ohne Zuruf« – der Gruß zu entbieten. Den Gruß zu befolgen, galt während der Regimezeit als Loyalitätsbeweis. Seine Durchsetzung und Verbreitung markieren eine deutliche Zäsur in der Interaktionsordnung und liefern eines der markantesten Beispiele für die kollektive Regression der Deutschen auf »das seltsame Glück vormoderner Riten« (Joachim Fest). Wie Samuel Beckett stehen viele ausländische Beobachter fassungslos vor dem Phänomen einer rapiden Verbreitung des Grußes. Natürlich gab es die Gleichgültigen,

die Widerwilligen, die Unaufmerksamen, aber die Akzeptanz des Grußes schien unaufhaltsam. Bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin, drei Jahre nach dem Herrschaftsantritt der Nationalsozialisten, marschieren die französische und die englische Mannschaft ins Stadion ein und erweisen mit ausgestrecktem Arm dem Gastgeberland ihre Reverenz, schon 1935 ist er im *Großen Duden*, dem Bildwörterbuch der deutschen Sprache, unter »Grußformen« aufgenommen. Aber das ist nur die eine Seite, denn in jedem Gruß offenbaren sich das Eigeninteresse des Grüßenden und zugleich die Art und Weise, wie er die Gemeinwohlbindung seines Handelns versteht – beim »deutschen Gruß« ist dies besonders signifikant. Das Geheimnis ihrer Privatheit, das Menschen mit einem Gruß zu lüften beginnen, ist nie vollständig aus den übergreifenden Ordnungszusammenhängen des Zusammenlebens ausgegrenzt, vielmehr verweist es auf die Wahrnehmung des öffentlichen Handlungsraums, dem die individuelle Person stets auch zugehörig ist. Wer im öffentlichen Raum, etwa im Betrieb, auf der Straße oder noch im Hauseingang, scheinbar begeistert den Arm hob, konnte im privaten Raum der eigenen Wohnung dennoch entschiedener Gegner des Grußes sein. Spannender aber als die Frage nach der Verbreitung des Hitlergrußes, nach seinen Vorläufern oder seiner offenkundigen politischen Funktion, ist die, wie das Grüßen als eine Elementarform menschlicher Kommunikation hat derart verformt werden können. Daß wir es schließlich nicht mit einer schleichenden Gewöhnung zu tun haben, so wie jemand beim »Morgen« aus Bequemlichkeit das »Guten« ausläßt, geht aus der Erinnerung von Helga Hartmann, Jahrgang 1938, aus Bad Camberg (Taunus) hervor: »Ich war fünf Jahre alt, und meine Großmutter schickte mich zur Post, um Briefmarken zu kaufen. Meine siebenjährige Cousine begleitete mich. Die Poststelle war in einem Privathaus untergebracht und wurde von

einer jungen Frau geleitet. Wir gingen in die Poststube und grüßten mit ›Guten Morgen‹. Die Posthalterin schaute böse, schickte uns vor die Tür mit den Worten: ›Kommt erst mal rein, wie sich das gehört‹. Wir schauten uns an und wußten nicht, was wir falsch gemacht hatten. Meine Cousine meinte dann, wir müßten vielleicht anklopfen. Wir klopfen an und sagten erneut laut ›Guten Morgen‹. Daraufhin nahm uns die Postfrau bei der Hand, brachte uns vor die Tür und zeigte uns, wie man beim Betreten einer Amtsstube den Führer grüßt. Das ist meine nachhaltige Erinnerung an den Hitlergruß, die ich bis heute nicht vergessen habe. ≪ Ähnlich die Geschichte eines jungen Ruderers, der von einem Erlebnis im Ruderclub *Neptun* in Konstanz erzählt: ≫ Als ich im Frühjahr 1935 eines Abends ins Clubhaus zum Training kam und – wie üblich – mit ›Salut‹ grüßte, kam ein frecher Bengel auf mich zu und sprach mich mit sehr vernehmlicher Stimme an: ›Weißt du nicht, das der deutsche Gruß ›Heil Hitler‹ ist?!‹ Ich dachte vorerst an einen faulen Witz und schaute in die Runde, doch es blieb bei einer beklemmenden Stille, und kein Gesicht verzog sich. Unmißverständlich: Es war ernst gemeint. Wortlos ging ich zu meinem Garderobekasten, packte meine Siebensachen in den Sportsack und verließ die Stätte wortlos und für immer. ≪² Die Beispiele machen deutlich, das die Grußpflicht einen deutlichen Bruch der Gewohnheiten zumutet – die Kinder auf der Poststelle haben doch die Höflichkeitsregeln befolgt, und auch die Sportsfreunde im Ruderclub konnten der Ankunft des vertrauten Kameraden eine größere Bedeutung beimessen als dessen lässiger Wahrnehmung der neuen Grußregel. Im Grüßen begegnen wir uns selbst, nicht nur dem Anderen, und der Gruß markiert einen erstaunlichen Vorgang der Vergegenwärtigung, rückt die Grüßenden in eine Ebene synchroner Zeitlichkeit, die Handlungsoptionen offeriert, zwischen denen die Grüßenden sich entscheiden – der zuerst Grüßende mit dem

Handlungsvorteil der Initiative, aber dem initialen
Entscheidungszwang: Gruß oder Nichtgruß; der Grußerwidernde mit
durch den Gruß schon eingeschränkten Optionen, aber dem parallelen
Entscheidungszwang, den Gruß anzunehmen oder nicht anzunehmen
bzw. Erwidern oder Verzicht auf Erwidern zu üben. Geht man
der Frage nach, wie jede Person ein Verhältnis zu sozial
verpflichtenden Regeln entwickelt und wie sie die Fähigkeit zu
Erinnerung und Antizipation als Grundlage der Vergegenwärtigung
erwirbt, so rückt mit den privaten Beziehungen eine Lebensform in
den Blick, die gegenüber dem öffentlichen Grußtaumel eine
Rückzugsmöglichkeit bietet und doch zugleich als der Ort erscheint,
in dem die innere Aneignung des Grußgebots vorbereitet wird. Etwa
so, daß jemand des Morgens auf die Straße tritt und ganz gegen die
bisherigen Gewohnheiten dem Nachbarn ein »Heil Hitler« zuruft,
das dieser annimmt und mit derselben Unbekümmertheit oder gar
Entschlossenheit erwidert. Oder so, daß jemand den Gruß vermeidet,
indem er ihn zu einem »Heitler« einschleift oder indem man beim
unvermeidlichen Behördengang die Tür zum Amtszimmer aufstößt
mit den Worten: »Ist hier jemand?« – und damit die offene
Artikulation des »Heil Hitler« umgeht. Wie kommt jemand dazu,
jahrhundertealte Formen von Gruß und Anrede in eine körperlich
aufwendige und semantisch ungewöhnliche Prozedur zu ändern? Eine
Prozedur, die – wie Charlie Chaplin in seinem Film *Der Diktator*
drastisch veranschaulicht hat – außerhalb des ideologischen und
sozialen Bezugsrahmens grotesk wirkt. Es geht um die Kriterien
biografischer Konsistenz, d.h. um die Frage nach der Treue zu sich
selbst, um die Stimmigkeit individueller Konformitätsmaximen und
um die Dehnbarkeit moralischer Maßstäbe, um das Verhältnis von
privater Lebensführung und öffentlich wahrnehmbarem Auftreten,
mithin um psychosoziale Vorgänge, die in Werkstatt und Büro, beim

Einkaufen, im Verein oder schlicht bei der Begegnung auf der Straße in sekundenschneller Sequentialität den Austausch bestimmen – der Gruß wird die Praxis der inneren Annahme der verordneten Zugehörigkeit. Im Unterschied zu der naheliegenden Deutung, der Hitlergruß sei nicht mehr als ein Bestandteil der allgemeinen Heilserwartung gewesen und seine Verbreitung ein Kompromiß, den die Bevölkerung zwischen moralischen Bedenken und Hoffnungen auf eine bessere Zukunft glaubte schließen zu müssen, wollen wir die Grußhandlung als eine Moderation der Begegnung, als Praxis der Öffnung zum Anderen mitsamt ihren Voraussetzungen und Folgen thematisieren. Kommt es zur kollektiven Preisgabe moralischer Urteilkriterien, wie sie in der Zustimmung zu einem Regime wie dem nationalsozialistischen ihren Ausdruck gefunden hat, so unterliegt diesem Vorgang die Erschütterung mikrosozialer Grundlagen der menschlichen Begegnung. Diese ist der grellen Pathetik des ideologischen Ausgrenzens von Fremden als Feinden vorgelagert. Am Anfang steht die Gleichgültigkeit, nicht der antisemitische Furor, nicht das organisierte Verbrechen und die Vernichtungslager. Der Zerfall der Sittlichkeit – so meine These – kommt nicht plötzlich und von ungefähr, sondern ist Ergebnis eines Souveränitäts- und Gestaltungsverlusts in der privaten Daseinsführung. Ein gebrochenes Selbstverhältnis ist Voraussetzung dafür, die Wirksamkeit von Veränderungen im sozialen Umgang zu unterschätzen, so daß das Charisma – in diesem Fall das Charisma Hitlers – seine ungeheure Macht entfalten, in den Worten des Soziologen Max Webers »Regel, Tradition und überhaupt alle Heiligkeitsbegriffe« umstülpen kann. Auf seine Folgen für den Austausch mit Anderen befragt, wird das Handeln (sowohl eigenes als auch fremdes) perspektivisch beschränkt wahrgenommen, und zwar aus einer Neigung heraus, das gegenwärtig Erfahrene, selbst die Grußhandlung, anderen Kausalitäten als den

unmittelbar präsenten Akteuren der Begegnung zuzurechnen. Es entsteht eine Wahrnehmungsschließung, die die Maßstäbe elementarer Beziehungsaufnahme trübt, schleichend und unbemerkt, noch bevor die moralische Indifferenz und moralische Perversion als deren objektive Folge nachrücken kann und noch ohne daß eine entsprechende Überzeugung ausgebildet und artikulierbar vorliegen muß. Im folgenden geht es nicht um historische Ursachenforschung. Aber auch nach den vorliegenden Erkenntnissen zur Heraufkunft des Nationalsozialismus bzw. zu den Gründen einer atemberaubenden kollektiven Ergriffenheit, Bekenntnisbereitschaft und moralischen Selbstpreisgabe bleibt die Verwunderung über den winzigen Schritt zum Grußwechsel, mit dem Menschen auf die selbstverständliche »Reserve an Stolz, Gesinnung, Selbstgewißheit, Würde« (Sebastian Haffner) verzichten und sich schon im Gruß Hitler unterordnen. Die Hypertrophie einer Bindungssehnsucht hat zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch andere europäische Nationalgesellschaften erfaßt. Uns interessiert an diesen Vorgängen eine Weichenstellung, die sich in den elementaren Formen sozialen Lebens ankündigt, diesseits des populistischen Rausches. Der Hitlergruß, die unheilvolle Geste der nationalsozialistischen Zeit, hat die Trivialität der menschlichen Begegnung moderiert und mit einer bleischweren Sanktionsdrohung versehen. Wie ist er entstanden? Wie hat er sich verbreitet? Wie konform hat man sich gegenüber dem Grußgebot verhalten? Welches waren die Ausdrucksformen der Verweigerung oder des Kompromisses, und wo liegen die Voraussetzungen für seine innere Annahme? Diesen Fragen gilt unsere Aufmerksamkeit. Der Spuk einer zwölf Jahre währenden symbolischen und gestischen Verkleidung von Beginn und Abschied erscheint angesichts seiner katastrophalen Folgen kaum nachvollziehbar kurz, aber er überzieht die Begegnung mit einem magischen Bann und bringt die moralische

Korrektur an der Verfehlung der Sittlichkeit zum Verstummen. Dies macht ihn in zweifacher Hinsicht zu einem Zeugnis des Übergangs in die Taktlosigkeit. In der Situation seiner Anwendung versieht er die Begegnung mit dem Stempel einer Verfehlung der Ansprache, in historischer Hinsicht markiert er den gestischen Triumph des sozialen Radikalismus über den fragilen Zwischenraum eines würdevollen Umgangs.

¹ y Gasset, O., 1957, S. 246.

² Schoop, A., 1985, S. 34